



# Evangelisch-Lutherische Landeskirche Schaumburg-Lippe

- Sperrfrist 4. Juni 2021, 21.00 Uhr -

**Bericht vor der 4. Tagung der XX. Landessynode  
der Ev.-Luth. Landeskirche Schaumburg-Lippe  
am 4. Juni 2021  
Landesbischof Dr. Karl-Hinrich Manzke**

Es gilt das gesprochene Wort!

**Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit. (2. Timotheus 1,7)**

Liebe Synodale,  
sehr geehrte Damen und Herren,

mit kurzen Erfahrungen und Schlaglichtern aus den vergangenen Monaten möchte ich meinen Bericht vor der Synode heute beginnen. Die Pandemie und die Erfahrungen in und mit der Gefahr haben bei einem jeden Menschen – in weltweiter Perspektive kann man das formulieren – so vielfältige Eindrücke hinterlassen, enorm viele Bilder geprägt! Man kann gar nicht alle Informationen und Eindrücke zusammenfassend darstellen, schon gar nicht den Anspruch haben, seine persönlichen Eindrücke zu verallgemeinern. Aber persönlich über diese Zeit zu sprechen, das ist wichtig aus meiner Sicht, geboten und verantwortlich auch an dieser Stelle. Jede und jeder von Ihnen, liebe Synodale, könnte jetzt hier stehen und aus seinen Erfahrungen sprechen – und würde ganz anders beginnen als ich. Bei jedem sitzen die persönlichen Eindrücke sehr tief. Ich beziehe mich in den Eindrücken, die ich schildern möchte, auf Aspekte unseres Wirkens und unseres kirchlichen Auftrages –bezogen auf die Menschen in unserer Region, in unserem Schaumburg.

## **I. Erfahrungen mit der Pandemie**

### **Freitag, 30. April 2021**

Unsere Landeskirche hatte anlässlich der Verabschiedung einer unserer beiden Krankenhauseelsorgerinnen im Klinikum Vehlen, Frau Pastorin Elisabeth Garner-Lischka, in die Stadtkirche Bückeberg zu einem Gottesdienst eingeladen. Nach sorgfältiger Rücksprache mit der Leitung des Klinikums in Vehlen hatten wir uns dazu entschieden, trotz der sehr deutlichen Corona-Beschränkungen diesen Gottesdienst mit möglichst vielen Mitarbeitenden zu feiern. Im Klinikum Vehlen selbst war diese gottesdienstliche und feierliche Verabschiedung leider nicht möglich; wir hätten dort nur im ganz kleinen Kreis zusammenkommen können.

Trotz der ungewöhnlichen Umstände, unter Corona-Bedingungen, waren wir mit rd. 100 Personen an einem Freitag-Nachmittag zum Gottesdienst versammelt. Davon mehr als achtzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus dem Klinikum in Schaumburg.

Der Gottesdienst stand unter dem Bibelwort ‚Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit‘. Der Bläserkreis unserer Landeskirche musizierte, viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus dem Klinikum wirkten in dem Gottesdienst aktiv mit. Dieses Ereignis hat mich sehr berührt. Viele andere gottesdienstliche Ereignisse, Erfahrungen aus der Seelsorge in diesen schweren Monaten seit März 2020 und aus den Gemeinden und anderen Handlungsfeldern unserer Kirche könnte ich ebenso herausgreifen! Ich möchte bei diesem beginnen. Denn diese Botschaft – „Fürchtet Euch nicht! – Gott hat uns gegeben den Geist der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit“ – hat für mich mitten in der Pandemie einen besonderen Klang bekommen. Viele gewohnte Formen der Beteiligung der Menschen am kirchlichen Leben sind schon über einen langen Zeitraum eingefroren oder nur sehr eingeschränkt möglich – der für den Protestantismus so wichtige Gemeindegesang war über lange Zeit strikt untersagt und fehlt uns in diesen Monaten und Wochen sehr. Beim Gottesdienst am 30. April 2021 haben nach den Regeln vier Personen aus dem Klinikum gesungen. Diese Beschränkungen sind zur bitteren Gewohnheit geworden unter den Regeln des Abstandes und des Gesundheitsschutzes. Und andere Einschränkungen in der Begegnung, in der Seelsorge, im menschlichen Miteinander sind ja noch viel gravierender.

Unter diesen sehr eingeschränkten Bedingungen nun also dieser Gottesdienst mit den Mitarbeitenden aus dem Klinikum. So viele Mitarbeitende aus dem Krankenhaus haben mir hinterher zurückgemeldet, wie wichtig, tröstlich und schön das war – gegen jede vorher gedachte oder geäußerte Skepsis –, zusammen kommen zu können und zugleich wie ungewöhnlich für viele nach einem Jahr ohne jegliche Veranstaltungen. Und viele haben mir gesagt, wie arg sie das vermisst haben in den vergangenen 12 Monaten. Mir selbst ist deutlich geworden, wie sehr wir Menschen in Zeiten der Krise das Miteinander brauchen und Orte der sichtbaren Gemeinschaft mit anderen nötig haben, selbst wenn die Einschränkungen noch so gravierend sind. Lieber ist es mir – so sagte eine der Krankenschwestern –, dass wir uns unter gravierenden Einschränkungen treffen als ganz darauf zu verzichten.

Die Leitung des Agaplesion-Konzernes in Frankfurt hat mir – wie übrigens auch die Geschäftsführung und einzelne Mitarbeitenden aus dem Klinikum – zurückgemeldet, wie unverzichtbar und aufbauend unser kirchliches Engagement im Klinikum in Vehlen ist. In der Mitarbeiterbegleitung, der Sorgfalt um die wichtige Entscheidungsfindung in schwierigen Fragen, im Ethikkomitee, in dem Andachtsleben, in der Arbeit der Palliativstation ist die Seelsorge ein hoch geschätzter Bestandteil des Klinikums geworden. Gerade in Corona-Zeiten habe das in besonderer Weise gegolten, als über Wochen die Pflegenden, die Ärztinnen und Ärzte und die Seelsorgerinnen ganz besonders gefordert waren.

Ich schaue kurz zurück: Vor 10 Jahren hatten wir auch zwei Seelsorgestellen im Krankenhaus – in den Krankenhäusern in Stadthagen und in Bückeberg jeweils eine. Mittlerweile ist die Seelsorgearbeit aber in ganz anderer Intensität sichtbar und fühlbar eingebunden in die Arbeit und das System des Klinikums. Das lässt sich auch daran erkennen, dass anders als noch vor 10 Jahren die Personalkosten für die Seelsorge von unseren Partnern mitfinanziert werden – durch den Träger Agaplesion und noch für einen bestimmten Zeitraum die Hannoversche Landeskirche. Das Beispiel zeigt: unsere Arbeit, unsere Unterstützung eines

wichtigen Bereiches in unserem Landkreis wird positiv wahrgenommen, steht durch die Mitfinanzierung mehr unter Beobachtung, ist aber auch sichtbarer eingebunden in den Klinikalltag und hat sich deutlich zum Guten entwickelt. Wir haben den Dienst an den kranken Menschen, an der Mitarbeiterschaft im Krankenhaus in einem gesellschaftlichen Bereich in der Aufgabenstellung klarer in den Blick genommen als noch vor 10 Jahren – und das wirkt sich in jeder Hinsicht positiv aus. Für mich ist diese Erfahrung sehr wesentlich für die gegenwärtigen und zukünftigen Aufgabenstellungen unserer Kirche. Der Dienst an den Menschen kommt an erster Stelle. Seelsorge ist die Muttersprache der Kirche. Und der Dienst muss so gefasst sein, dass er damit den Erwartungen der Menschen entsprechen kann und überhaupt klar auf die Erwartungen ausgerichtet ist. Mindestens einmal im Jahr treffen sich auf meine Initiative – so ist es vereinbart – die Seelsorgerinnen im Krankenhaus mit der Leitung des Hauses, der Pflegedienstleitung – und wir schauen sehr präzise auf die Felder der Zusammenarbeit. Es gibt eine klare Rückmeldekultur, Stärken und Schwächen der Seelsorgearbeit der zurückliegenden Monate werden in den Blick genommen, weitergehende Erwartungen an die Seelsorge formuliert und gestellt und Arbeitsfelder gegebenenfalls umgestellt. Und mit den Jahren können die Verantwortlichen konkreter und präziser beschreiben, welchen Wert die Seelsorge im Haus hat. Vor allem die Fragehaltung der Kirche bzw. Seelsorge als Grundhaltung ist mir an dieser Stelle wichtig! Was willst du, dass ich dir tue? – So hat Jesus oftmals sein Gegenüber gefragt. Diese Fragehaltung und dieses Dienstverständnis gegenüber den Menschen und ihren Aufgaben in ihren Berufsfeldern ist eine wichtige Grundhaltung für eine offene und erfolgsorientierte Kirche, die sich in die Gesellschaft hinauswagt, ihren Beitrag für das Zusammenleben und den Berufsalltag der Menschen formuliert, sich der Kritik stellt und aufmerksam hinhört.

### **Advent 2020**

Nach vorausgehenden Beratungen im Landeskirchenamt hatten wir im November des letzten Jahres entschieden, stellvertretend für die Verantwortlichen in Synode und auf der Leitungsebene in unserer Landeskirche in den Adventswochen alle **diakonischen Pflegeeinrichtungen** zu besuchen, alle Pflegedienste und Tagespflegen, dazu alle **Kindertagesstätten im Bereich unserer Landeskirche**, um "Danke" zu sagen für den großartigen Einsatz, insbesondere in Zeiten der Pandemie. Gerade das diakonische Gesicht unserer Kirche war und ist in diesen Krisen – Zeiten besonders gefragt, da die Bildungsarbeit im Konfirmandenunterricht und das gottesdienstliche Leben nur sehr eingeschränkt möglich waren oder gänzlich in die digitale Gestaltung gehen mussten. So haben der Theologische Referent im Landeskirchenamt, Pastor Lutz Gräber und ich in den Adventswochen diese Besuche bei den Einrichtungen der ambulanten und stationären Pflege unter diakonischer Trägerschaft im Bereich unserer Landeskirche gemacht, dazu bei den KITAS. Dazu haben wir auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Gesundheitsamt in Stadthagen besuchen können. Wir haben zugehört und erfahren, mit welcher Leidenschaft und Hingabe die Frauen und Männer in den Pflegeberufen stationär und ambulant unterwegs sind, wie sehr sie selbst auch in Zeiten der Pandemie gefordert waren und sind, in der Spannung zwischen Lebensschutz, Gesundheitsvorsorge und der Aufgabe, den Kranken fürsorglich beizustehen und Zuversicht zu schenken. Ebenso waren und sind wir in diesen Wochen sehr beeindruckt gewesen von der Hingabe, mit der die Erzieherinnen und alle Mitarbeitenden in den KITAS unter hohem Erwartungsdruck ihre Aufgaben für unsere Gemeinden und das Bild unserer Kirche – zum Wohle der Familien – wahrgenommen haben. Wohlgermerkt, das betrifft ja nicht nur die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den kirchlich-diakonischen Einrichtungen –

sondern die gesamte Berufsgruppe in der Pflege und in der Elementarbildung im KITA-Bereich in unserer Region, in unserem Land.

In jedem Fall zwei Arbeitsbereiche, die durch digitale Formate nicht ersetzt werden konnten und können. Ich war und bin durch diese Besuche gerade in dieser spannungsvollen Zeit im vergangenen Winter nachhaltig beeindruckt, wie sehr gerade das diakonische Gesicht unserer Kirche und die diakonischen Handlungsfelder in besonderer Weise den Menschen nahekommen und ihnen zu Diensten sind in diesen schweren Zeiten. Viele, die die kirchliche Arbeit kennen, sich selbst in ihr engagieren oder teilhaben an Diensten der Kirchengemeinden und an diakonischen Angeboten, erleben das: Hier ist und ereignet sich eine den Menschen vorbehaltlos zugewandte Kirche! Kirche ist dazu berufen, um das Evangelium weiter zu geben in einem umfassenden und ganzheitlichen Sinn, in Werken der Liebe, in Wort und Tat, um Menschen zu ermutigen und aufzurichten und zu trösten.

### **August 2020 – Erfahrungen teilen, sich gegenseitig nicht aus dem Blick verlieren**

Seit dem Reformationsjubiläum habe ich, nicht nur wegen meiner Catholica-Beauftragung für die deutschen lutherischen Kirchen, Kontakt zu Kommunitäten und ökumenisch gesonnenen Gemeinschaften, unter anderem in Italien. Es handelt sich insbesondere um Christliche Gemeinschaften, die sehr stark ökumenisch orientiert sind und arbeiten. Ich hatte mich dort für den August angemeldet, um zu hören, wie die Lage der Gemeinden und Kommunitäten in Italien ist – wie sie in Pandemiezeiten überhaupt bestehen können und welche Hoffnung sie antreibt. Ich werde diese Tage nicht vergessen, wie gerührt sie über den Besuch gewesen sind, wie bereitwillig sie mir ihre Situation schilderten; enorme Herausforderungen habe ich gesehen, mit denen sie es zu tun haben. Auf dem Hintergrund eines viel schwächer entwickelten Gesundheitssystems als bei uns wird ein hohes ehrenamtliches und nachbarschaftliches Engagement verlangt.

Wie wichtig, voneinander zu wissen und voneinander zu hören, füreinander zu beten und einander nach Kräften unterstützen – mit diesem starken Eindruck bin ich im August 2020 aus Italien zurückgekehrt.

### **Erfahrungen mit der Pandemie in unseren Partnerkirchen**

Über das ELM – das Evangelisch-Lutherische Missionswerk in Hermannsburg – sind wir mit (lutherischen) Partnerkirchen insbesondere in Russland, Indien, Afrika, Südamerika verbunden.

Für uns hält das ELM in Hermannsburg die Kontakte zu diesen Kirchen.

Deswegen, liebe Synodale, erlauben Sie, dass ich an dieser Stelle zwei kurze Berichte aus zwei Partnerkirchen wiedergebe – aus der SALC (South Andra Lutheran Church) im südlichen Indien und aus der IECLB (Igreja Evangelica Luterana do Brasil).

Bischof Vijaya Bhaskar aus der SALC schreibt: „Wir schätzen Ihre Sorge und Ihr Mitgefühl gegenüber der SALC, da wir mit der schrecklichen Krankheit Corona konfrontiert sind. Die Situation in Indien im Allgemeinen und in der SALC ist `herzzerreißend`, da sich die Krankheit wie ein Lauffeuer ausbreitet. Die Covid-19-Situation in unserem Gebiet bleibt sehr ernst. Die Zahl der bestätigten Corona-Fälle ist in die Höhe geschneit, und auch die Zahl der Todesfälle ist in den letzten Wochen sprunghaft angestiegen – es hat sich wenig geändert, statt vorwärts geht es rückwärts. Dieses unsichtbare Virus hat zahlreiche unschuldige Menschenleben genommen und es gibt noch kein Ende. Wir sind von Trauer erfüllt, wenn wir an unsere Geliebten, die gestorben sind, denken – (und dann nennt er die Zahl der

verstorbenen Pastoren und Prediger). Viele der Gemeindeglieder in Tirupati, Gudur, Puttur, Renigunta, Jeevagram, Rapur usw. haben in den letzten Monaten ihr wertvolles Leben verloren. Besonders in den Distrikten Nellore, Chittoor und Kadapa, in denen die meisten unserer Gemeindeglieder wohnen, gibt es einen enormen Anstieg der Fälle. Der Mangel an Sauerstoff, Medikamenten, Krankenhausbetten trägt zu einem alarmierenden Anstieg der Sterberate bei. Aufgrund fehlender Betten liegen die Patienten in Wagen vor den Krankenhäusern und warten auf Aufnahme. Viele Krankenwagen mit Sauerstoffversorgung werden als Behandlungsplätze genutzt, bis die Patienten aufgenommen werden. Zum ersten Mal ist jetzt auch zu spüren, dass es in vielen Gemeinden und Städten unseres Bundesstaates Andhra Pradesh an Friedhöfen mangelt, um die letzten Rituale für die von Covid-19 befallenen Leichen durchzuführen. Manchmal sieht man auch lange Reihen von Leichen vor Krematorien, die darauf warten, dass sie an der Reihe sind, verbrannt zu werden. In diesem Getümmel leben wir mit der Hoffnung, dass unser mächtiger Gott diesem Unheil bald ein Ende bereitet. Denn es heißt doch im Psalm: „Du hast meine Seele vom Tode errettet, mein Auge von den Tränen, meinen Fuß vom Gleiten“. So der Brief von Bischof Vijaya Bhaskar.

Über Hermannsburg erreichte mich vor wenigen Tagen diese Beschreibung der Situation in der IECLB, die mit ihren Gemeinden vor allem im Süden Brasiliens zu Hause ist: „Die Covid-19 Pandemie wütet schwer in Brasilien. Das Land weist nach den USA die zweithöchste Zahl an Todesopfern weltweit auf (Stand 19.5. 2021: 439.000) und nach Indien derzeit die meisten Neuinfektionen weltweit. Es mangelt über überall an Intensivbetten, Sauerstoff, Betäubungsmitteln und anderen Medikamenten. Die IECLB hatte schon früh (Mitte März 2020) die Einstellung aller Gottesdienste und anderer Präsenzveranstaltungen beschlossen. In den meisten Gemeinden wird nach wie vor darauf verzichtet. Stattdessen gibt es vielfältige Alternativangebote (Online-Gottesdienste, Schulungen, Gruppentreffen, Telefonanruf statt Besuch, Hausandachten etc.). Es gibt unzählige Initiativen von Seiten der Gemeinden, um die seelsorgerliche und missionarische Arbeit unter den Bedingungen der Pandemie fortzuführen. Viele Gemeinden engagieren sich sozial, z.B. durch Verteilung von gespendeten Lebensmitteln. Finanziell leiden sowohl die Gemeinden der IECLB als auch die Kirche als Ganze enorm unter der Krise. Einnahmen aus Präsenzveranstaltungen (Gottesdienstkollekten, Gemeindefeste etc.) sind weggebrochen, viele Gemeindeglieder verarmen. Die Kirche versucht dem u.a. durch einen Solidarfonds zu begegnen.“

Ich habe, liebe Synodale, mit diesen vier Perspektiven begonnen, weil sie einige der mir wichtigen Aspekte für kirchliches Handeln in Zeiten der Krise aufnehmen und fokussieren. Die Aufgabe, Trost und Zuversicht weiter zu geben – und sich dabei auch nicht beirren lassen. Die noch stärker Belasteten nicht aus dem Blick zu verlieren. Den Respekt vor der Leistung derer, die in großer Leidenschaft für andere da sind und da sein wollen, ohne viel auf sich selbst Rücksicht nehmen zu können. Es gibt eben so viele Bereiche des gesellschaftlichen und kirchlichen Lebens, die sich nicht nur digital vollziehen lassen. Und schließlich die weltweite, wahrhaft ökumenische Situation, die wir auch für unsere Kirche – von der Verteilung des Impfstoffes bis zur wirtschaftlichen Unterstützung und zum Gebet füreinander nie vergessen dürfen.

Es sind und bleiben enorme Herausforderungen durch eine Pandemie, von der wohl die wenigsten vor zwei Jahren geahnt haben, dass wir sie in der Gemeinschaft aller Völker zu meistern hätten.

Viele gesellschaftliche Stimmen haben in den vergangenen 15 Monaten in unserem Land nach der Legitimation kirchlichen Handelns überhaupt gefragt. Nicht nur bezogen auf die

Möglichkeiten, Gottesdienste auch analog zu feiern, wo alle anderen Veranstaltungen untersagt blieben. Nun müssen andere uns nicht unsere Berechtigung ausweisen und erteilen. Aber wir haben es erlebt, dass trotz der durchaus vorhandenen Präsenz der Kirchen in öffentlichen Räumen in unserer Gesellschaft – von den Bildungseinrichtungen über die Krankenhäuser bis zur Polizei und dem Militär – die gesellschaftlichen Debatten Fahrt aufgenommen haben, in denen bewährte Selbstverständlichkeiten in Bezug auf die Kirche in Frage gestellt werden. Das betrifft viele Bereiche – die Frage des Kirchensteuereinzugs durch die staatlichen Stellen, die so genannten Staatsleistungen, die Frage der Möglichkeit, Gottesdienst zu feiern, wenn gleichzeitig alle anderen Veranstaltungen untersagt sind, die Frage nach der Finanzierung der Fakultäten durch den Staat, die Frage nach vermeintlichen oder echten Privilegien der Kirchen in Deutschland und vieles andere mehr.

Aus meiner Sicht hat die Corona-Pandemie deutlich gemacht, dass diese Frage nach der Bedeutung der Kirche im öffentlichen Leben nicht nur von außen gestellt wird, sondern die drängenden und notwendigen Fragen nach dem kirchlichen Auftrag im öffentlichen Raum finden auch mitten unter uns statt. Das ist auch naheliegend und richtig!

Gerade zu Weihnachten 2020 hat es unter uns notwendige und durchaus emotional aufgeladene Debatten um die Fragen geben, ob es verantwortlich ist, in diesen Zeiten auch analog Gottesdienste zu feiern oder ob es verantwortlicher ist, Gottesdienste abzusagen. In der Spannung zwischen Landeskirchen wie Westfalen und Hannover, die durchaus unterschiedliche Wege gegangen sind. Es war und ist wichtig, diese Debatten zu führen und ihnen nicht auszuweichen. Insofern geht es mir bei meinem Bericht heute allererst darum, dass wir stark und wach genug sein sollten, die Debatte um unsere eigenen Ziele und um unseren Platz in unserer Gesellschaft auch intern freimütig zu führen. Das treibt mich persönlich nach wie vor mit großer Leidenschaft an, in der evangelischen Kirche als einer Glaubens- und Hoffnungsgemeinschaft mich für eine Kirche zu engagieren, die nahe bei den Menschen ist und sich die Frage nach ihrem gesellschaftlichen Platz gefallen lässt. Dazu gebe ich meine Kräfte gerne, dass wir uns nicht verstecken hinter unseren Kirchenmauern, sondern Kirche sein wollen mitten in der Gesellschaft. Das bedeutet ja, sich den Erwartungen der Menschen an uns auszusetzen, danach aktiv zu fragen und sich Kritik gefallen zu lassen und auch zu Herzen zu nehmen. Wir tagen kurze Zeit nach dem Pfingstfest. Die Pfingstberichte im Neuen Testament – in der Apostelgeschichte und bei Johannes – zeigen, es ist letztlich geheimnisvoll, wie aus Lähmung Bewegung, aus Erstarrung Begeisterung für die Sache und die Menschen erwachsen. Man kann es beschreiben und in Bildern nachzeichnen, aber schnell herbeireden gewiss nicht.

„Wir wissen nicht, was sich verwandelt aus einer Kraft in die andere – was klingt jenseits des Liedes, das uns auf den Lippen brennt wie Feuer und das wir momentan nicht oder kaum singen können“. (Rainhild Traitler) Was allerdings mitschwingt aus den Pfingstgeschichten des Lukas und des Johannes, das erschließt sich aufmerksamen Ohren und Herzen sofort: In keiner noch so bedrückenden Lage sind wir festgelegt auf Lähmung oder Erstarrung. Dinge und Verhältnisse sind zum Guten zu verändern – erstarrte, verunsicherte und misstrauische Gesellschaften können neue Beweglichkeit und Inspiriertheit entwickeln, gelähmte und selbstbezogene Kirchen sich in lebhaftere und attraktive Bewegungen verwandeln.

Unser Bundespräsident hat seit seinem Dienstantritt immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass aus seiner Sicht das entscheidende für das Zusammenleben in unserem Land Vertrauen und Mut sind – Vertrauen, dass Dinge sich zum Guten wenden lassen und der Mut

vieler, dabei aktiv mitwirken zu wollen und sich nicht beirren zu lassen. „Auch heute ist es eine schwere Zeit. Aber diese Zeit ist unsere. Wir tragen die Verantwortung. Und wenn wir anderen Mut machen wollen, dann brauchen wir selber welchen. Ich habe den großen Wunsch, dass die Lähmung und die Angst verschwindet aus den Herzen und Köpfen vieler Menschen“<sup>1</sup>. So sprach er einst zu seinem Dienstbeginn – und erneut und jüngst bei der Trauerfeier für die Opfer der Corona-Epidemie. „Wer also, wenn nicht wir, ist gefragt, mutig für die Demokratie zu streiten, wenn sie heute weltweit angefochten wird. Das ist der Mut, von dem ich spreche. Das ist der Mut, den wir brauchen. Keinen Kleinmut – dafür gibt es keinen Grund. Keinen Hochmut – davon hatten wir in Deutschland genug. Sondern den tatkräftigen, den lebenszugewandten Mut“.<sup>2</sup>

Es ist nicht der schlechteste Dienst der Christengemeinden an unserem Land, um einen echten Trost, um den Geist der Geduld zu bitten und um Inspiration – und danach vor allem selbst mutig zu handeln.

## **II. Trost spenden – Geduld üben – Zum gegenseitigen Vertrauen beitragen – die Aufgaben von Kirche und Gesellschaft in Zeiten der Pandemie**

Die Corona-Pandemie ist und bleibt eine enorme Herausforderung. Sie stellt so vieles in Frage, was bis dato selbstverständlich war. Die Einschränkungen greifen nach wie vor stark in persönliche Freiheitsrechte ein. Wir erleben in der hochangespannten Situation oft extreme Polarisierungen. Da steht auf der einen Seite bisweilen der Wunsch, alles zentral zu regulieren und für maximale Beschränkungen zu sorgen – und in den Lockdown zu gehen und dort zu bleiben, bis alle geimpft sind.

Auf der anderen Seite wird lauthals Freiheit ohne jede Einschränkung gefordert – bis dahin, dass der geforderte Verzicht auf jegliche Einschränkungen damit begründet wird, dass es die pandemische Bedrohung gar nicht gibt. Vor Weihnachten war die Lage besonders zugespitzt und hitzig in den Debatten. Auch von Menschen, die sich in unserer Kirche engagieren. Da forderten die einen den Verzicht auf alle Präsenzgottesdienste und die anderen, Gottesdienste auf jeden Fall zu feiern – einige sogar am besten ohne Masken und mit Gesang.

Erlauben Sie, dass ich deshalb an dieser Stelle den Bericht nutze, um die Aufgabenstellung für die Leitung unserer Landeskirche und für das Miteinander zwischen Gemeinden und Kirchenleitung kurz darzustellen. Uns ging es in der Leitung darum, die Spannungen auszuhalten und bei aller Sorge, den Aufgaben und jeder örtlichen Situation nicht gerecht werden zu können, sie produktiv zu gestalten. Wir haben immer gefragt, in Abstimmung mit den anderen niedersächsischen Kirchen, wie wir Schutz gewährleisten und zugleich individuelle Freiheitsrechte und die Gestaltungsmöglichkeiten in Gemeinden vor Ort erhalten können. So ging es bei der Möglichkeit, Präsenzgottesdienste zu feiern, nicht darum, kirchliche Privilegien durchzusetzen. Es ging vor allen Dingen darum, Menschen trotz einschränkender Auflagen die Möglichkeit zu geben, sich wenigsten in begrenzter Gemeinschaft Gott zuzuwenden und so die seelischen Kräfte stärken zu können. Gerade zu Weihnachten gab es da aus Politik und Gesellschaft hohe Erwartungen an uns, die Kirchen. Wir haben immer Wert darauf gelegt, Gemeinden auch in der Entscheidung zu unterstützen, wenn sie auf Präsenzgottesdienste verzichten wollten, obwohl die Möglichkeiten in

---

<sup>1</sup> [www.bundspraesident.de/Frank-Walter-Steinmeier/Reden/2017/03/170322](http://www.bundspraesident.de/Frank-Walter-Steinmeier/Reden/2017/03/170322)

<sup>2</sup> ebenda

Niedersachsen bis auf die ersten Wochen der Pandemie im Jahr 2020 immer da gewesen sind. Wir haben aber auch immer gebeten, nicht zu früh aufzugeben – und jede Gemeinde hat auch unterschiedliche Bedingungen und personelle Konstellationen. Meines Erachtens liegt und lag unsere besondere kirchliche Aufgabe darin, gerade in diesen schwierigen Zeiten ideologische Verabsolutierungen und Härten zu vermeiden. Das bedeutete, anzunehmen und zu bejahen, dass Situationen umstritten sein können und Entscheidungen oft erst im Nachhinein richtig beleuchtet und beurteilt werden können. Die innere Zerrissenheit zwischen widerstreitenden Zielen und die objektiven Spannungen konnten und können aber in solchen Lagen keinem abgenommen werden. Das hat enorme Kräfte gefordert und Geduld verlangt.

Ich bin sehr dankbar für großes Engagement in unseren Gemeinden und in unserer Kirche, ich bin den Schwestern in der Diakonie, den Erzieherinnen, den Verantwortlichen in den Posaunenchoren, den Pfarrerinnen und Pfarrern, den Kirchenvorständen und Gemeindegemeinderäten, den Diakoninnen und Diakonen, den Mitarbeitenden in den Büros dankbar, dass sie sich gestellt haben und nach Kräften versucht haben, das Beste daraus zu machen. So viel Stärkendes und Schönes habe ich erlebt! Gewiss, daneben habe ich auch Enttäuschungen von Menschen vor Augen und im Ohr aus allen Gemeinden, die meinen, wir seien nicht mutig genug und nah dran bei den Leidenden gewesen. Auch das dürfen und sollten wir freimütig bekennen und auch das gilt es auszuhalten. Das wichtigste ist, dass wir ehrlich miteinander sind und daraus lernen. Der Mensch ist ein soziales Wesen, das Zeichen der Nähe braucht wie die Luft zum Atmen!! Nie zuvor habe ich die Wahrheit dieser alten aristotelischen Aussage empfunden wie in diesen vergangenen Monaten.

Der Soziologe und Zukunftsforscher Matthias Horx hat jüngst in einem Beitrag aus seiner Sicht dargestellt, welche Lehren aus der Pandemie schon jetzt zu ziehen sind.<sup>3</sup> Jede große Expedition, so legt er dar, jedes gefährliche Abenteuer, in das man gerät, ohne den Ausgang vorher zu wissen, verläuft in vier Phasen, wovon die 3. die gefährlichste ist – und über den Ausgang entscheidet. Von diesen Regeln der vier Phasen erzählen Astronauten, die ein Jahr lang im Orbit zubrachten, Arktisforscher, die Monate im Dunkeln auf einsamen Stationen aushalten und das Heulen des Windes zu jeder Zeit hören können. Der Polarforscher Ernest Shackleton, der auf seinen Schiffen im Jahr 1916/17 625 Tage im Eis gefangen war, berichtete vom dunklen Zorn, der nach einem Jahr Expedition im Eismeer seine Mannschaft überfiel. Es häuften sich Streitigkeiten, Trunkenheit, Unfälle, Verluste von Armen, Beinen, Vorräten und Menschenleben. Die Disziplin versank in einem Sumpf aus Selbstmitleid und Meutereibereitschaft.

Die vier Phasen einer gefährlichen Expedition benennt Matthias Horx folgendermaßen:

1. Phase eins ist die so genannte Anfangseuphorie. „Wir schaffen das“ und „Wir nehmen den Kampf auf“, so lauten die Parolen zu Beginn. Es kommt zu rührenden Verbrüderung in der Gefahr; alle sind in einem Boot, so sagen viele; abends läuten die Glocken aller Kirchen zum Gebet, Kerzen werden entzündet, man fühlt sich verbunden, sagt man.

2. Phase zwei ist die Gewöhnungsphase, in der sich Routinen durchsetzen und einschleifen. Man macht sich vertraut mit Verordnungen und angeordneten Abläufen, wie man in der Gefahr bestehen kann. Man wundert sich über die neue Normalität und vertraut auf günstige Winde und glatte Durchfahrt.

---

<sup>3</sup> Matthias Horx, Was aus Corona folgt; der Beitrag für das Redaktionsnetzwerk Deutschland von Ende März 2021 ist zu finden unter [www.rnd.de/Kultur/was-aus-corona-folgt-acht-vermutungen-zur-pandemie](http://www.rnd.de/Kultur/was-aus-corona-folgt-acht-vermutungen-zur-pandemie);



3. Phase drei, in der wir uns noch befinden, überschreibt Horx mit dem Satz „Erschöpfung und Bezeichnung: die Nerven gehen verloren.“

„In diesem Zustand der Selbst- und Fremdwertung verliert man den Respekt vor dem Erreichten, vor der gemeinsamen Leistung. War es nicht erstaunlich, wie Unternehmen, Kreative / Künstler sich mitten im Lockdown neu erfanden? Wie Familien durchhielten, zusammenhielten, sich wiederfanden? Wie manche Städte als Bürgergemeinschaft zusammenfanden? Wie Schulen sich veränderten?“<sup>4</sup>

Davon will man nun aber nichts mehr wissen. Es beginnt vielmehr ein Beklagungs- und Bezeichnungswettbewerb, in dem „nur noch das Negative zählt, das man sich um die Ohren haut“.<sup>5</sup>

In dieser 3. Phase entscheidet sich nach Horx, ob man aus einer Pandemie konstruktiv herauskommt und die Lehren aus den Erfahrungen ziehen kann. Erst in der Phase 4 könnten wir glücklich aus dem All zur Erde zurückkehren. Oder wir könnten uns vorstellen, mit unserem Schiff in den Hafen einzulaufen, wo am Ufer Menschen warten, die begeistert klatschen. Allerdings kann man diesen Applaus nur erleben, wenn man sich unterwegs verwandelt hat. Horx Urteil: „Auf drastische Weise hat das Corona-Virus unsere Sättigungskrise in eine Sehnsuchtskrise verwandelt. Heute sehnen wir uns schrecklich nach allem, was wir früher im Überfluss hatten – Party, Urlaub, Lärm, Genuss, Sinnlichkeit, Verfügbarkeit. Sogar Stress. Aber gleichzeitig zwingt uns die Sehnsucht dazu, unsere eigenen Wünsche aus neuer Perspektive zu betrachten“.<sup>6</sup>

Horx verweist dann darauf, dass in der Geschichte Epidemien durchaus für erstaunliche Fortschrittsschübe sorgen konnten, wenn sie denn wirklich als heilsame und aufrüttelnde Unterbrechungen gedeutet und verstanden werden konnten. Die letzte große Pandemie, die Spanische Grippe von 1918 bis 1920, erzeugte verlassene Stadtzentren, Gesichtsmasken, Lockdowns und Quarantänen. Aber sie führte auch zu der kulturellen und sozialen Revolution der 20iger Jahre und an einer neuen Architektur der Versammlungsräume, Warenhäuser, Kinos und großen Theater und Sportstätten. Nach der Choleraepidemie des 19. Jahrhunderts wurden in den großen Städten Europas die Slums abgerissen, Sanitärnetze und Krankenhäuser errichtet, Boulevards und große Parks gestaltet.

Wir sollten uns eingestehen, damit will ich das Referat von Horx auch schließen, „dass in allen Gesellschaften der Wahn wohnt. Epidemien bilden einen gewaltigen Echoraum für das innerlich Ungelöste, eine Bühne für hysterische narrativer aller Art. Gleichzeitig war aber auch zu beobachten, dass der Wahn im Verlauf der Pandemie nie zu echter Bewegungsdynamik anwuchs“. Der Wahn der alten, wohl verlorenen Normalität ist für Horx in seinem erstaunlichen Beitrag die verrückte Idee des „Jederzeit-alles-Können“.<sup>7</sup>

Die vielen Besuche, die ich in den letzten Wochen und Monaten bei Menschen aus ganz unterschiedlichen Berufsgruppen machen konnte in unserer Region, haben bei mir einige Gedanken und Perspektiven hinterlassen, die ich gerne hier darstellen möchte. Die Krise, das macht ja die Krise aus, bietet und bot nie ein vollständiges konkretes Lagebild. Nie war und

---

<sup>4</sup> Matthias Horx, a.a.O, Seite 4

<sup>5</sup> A.a.O. 7

<sup>6</sup> A.a.O. 9

<sup>7</sup> Matthias Horx, Lehren aus Corona, a.a.O.6

ist ganz vollständig erkennbar, welche Gefahren und welche Perspektiven in besonderen Entscheidungen zu sehen sind. Da erklärte das Robert-Koch-Institut Mitte März 2021, also vor 10 Wochen, dass uns ein exponentielles Wachstum der Fallzahlen bevorstehe. Die Osterwoche werde schlimmer als die Weihnachtswoche 2020. Für Mitte März 2021 stellte das RKI eine Inzidenz von 350 in Aussicht. In der Realität lag sie dankenswerter Weise bei nicht einmal der Hälfte. Ende März 2021 wies Karl Lauterbach bei Twitter auf die Berechnung des Modellierers Kai Nagel von der TU Berlin hin und sagte eine Inzidenz von 2000 im Mai 2021 voraus. Dies würde massive Zunahme der Covid-Toten und Invaliden bedeuten, schrieb Lauterbach. Die DIVI, der Verband der Intensivmediziner, kündigte einen Crash der Intensivstationen in Deutschland mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit für Ende April 2021 an. Ärztinnen und Ärzte, die das übertrieben fanden, wurden abgekanzelt als naiv und fahrlässig. Sie stellten sich damit offensichtlich außerhalb der Gemeinschaft ernstzunehmender Wissenschaftler.

Wir dürfen und müssen uns, so meine ich, einander nicht wochenlang falsche Einschätzungen um die Ohren hauen. In dieser Krise kann heute überholt sein, was gestern die Zukunft zu sein schien. Laute Warnungen werden gewiss ihren Teil zur erfreulich abnehmenden Entwicklung der Inzidenz beigetragen haben. Zur Wahrheit gehört aber auch, dass es im Herbst 2020 Experten, Politiker und Journalisten gab, die nach dem Sommer die explosionsartige Entwicklung der Fallzahlen unterschätzt haben. Der Satz also gilt: kein Mensch hat in der Krise ein vollständiges Lagebild gehabt. Für mich ist aus dem Leben in Schaumburg erkennbar, dass nach der ersten Phase im letzten Frühjahr und der großen Anspannung im Herbst und Winter nun die große Aufgabe darin besteht, das gesellschaftliche Vertrauen ineinander zu stärken – und dafür auch einzutreten. Vertrauen, so hat der große Platon in seinem großen Werk „Der Staat“ geschrieben, ist die Hauptwährung eines funktionierenden und lebensfähigen Gemeinwesens.<sup>8</sup> Dieses Vertrauen gilt es zu schützen und zu verteidigen gegen allzu empörte Zwischenrufe. Viele, die im kommunalpolitischen Bereich unterwegs sind, auf Landkreis und auf gemeindlicher Ebene, haben mir in Gesprächen in den letzten Wochen und Monaten geschildert, wie sehr Beschwerdemanagement, Umgang mit heftigen Anfragen und Aufgeregtheiten inzwischen eines der Hauptgeschäfte geworden ist. Und das alles auch in den Anspannungen zwischen den Vorgaben, Entscheidungen auf Bund – und Länder-Ebene und mit der örtlichen Lage und Perspektive ständig verantwortliche Entscheidungen zu finden. Ich sehe mit Bewunderung, dass die Verantwortlichen auf kommunaler und Landkreis Ebene einen Großteil der Verunsicherungen tragen mussten – und das auch mit hohem Einsatz getan haben und noch tun. Dazu brauchen sie unsere Unterstützung. Ich habe persönlich ganz enormes Vertrauen in unser Gesundheitssystem, in die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in unserem Klinikum, in die Hausärzte, in das Gesundheitsamt unseres Landkreises. Was da in den vergangenen Monaten geleistet worden ist, ist eine gute Grundlage dafür, dass das Vertrauen in unserer Gesellschaft in die Funktionseliten gut begründet ist, weiter gefördert werden sollte und Misstrauen abgebaut wird.

Denn die eigentlichen gesellschaftlichen Herausforderungen kommen ja erst noch. Die gesellschaftlichen Herausforderungen mit dem Tragen der Lasten und Kosten der Pandemie

---

<sup>8</sup> Platon, Der Staat, Reclam/Leipzig, B 354 a. Vertrauen ist nicht nur wesentlicher Bestandteil von Freundschaft, sondern auch der Gesellschaft.

werden erst beginnen. Insofern kommt es bei den bevorstehenden Wahlen darauf an, dass wir die Politiker und Politikerinnen ermuntern und bestärken, die Erwartungen nicht zu hoch zu setzen, als ob nun alles sofort aufgeholt werden muss und wir in den Zustand vor der Pandemie so schnell wie möglich zurückkehren können. Das „alte Normal“ hat sich unter dem Eindruck der Pandemie vielleicht in einen Mangel verwandelt. Der Übertourismus, das Übermeat, das Übervergnügen und die Überkonnektivität mit immer mehr rasenden Echtzeitinformationen, fieberhaftes Anschreien, Erregungsspiralen und Untergangshysterien – wollen wir das wirklich alles wieder so schnell wie möglich zurückhaben? Zu hohe Erwartungen an die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung, wenn sie jetzt geschürt werden, sind gefährlich für ein ruhiges und vertrauensvolles Miteinander, das wir gesellschaftlich jetzt brauchen.

In meinem Bericht im letzten Frühjahr habe ich in der Beschreibung der besonderen Aufgabe der Kirche in diesen Zeiten das diakonische, das tröstende Handeln in der Seelsorge, der Muttersprache der Kirche, genannt. Keiner wird zurückgelassen und keiner muss allein sterben, wenn er denn will. In meinem Bericht zum Ende des Jahres 2020 habe ich als Aufgabe der Kirche gewagt in den Mittelpunkt zu stellen, dass wir dazu beitragen müssen, die Spannungen zwischen Gesundheitsschutz und dem Selbstbestimmungsrecht und den Freiheitsrechten, die Spannung zwischen der Ausübung der Religionsfreiheit und dem Schutz des Lebens auszuhalten und verständlich zu machen, dass man aus diesen Spannungen nicht einfach entweichen kann. Die wesentliche Aufgabe unserer Gemeinden und unseres kirchlichen Handelns sehe ich in diesen Tagen vor allem darin, um Vertrauen in unserer Gesellschaft zu werben – und in ganz konkreter Weise um Vertrauen in die Funktionsträger in den Kommunen, den Städten, dem Gesundheitsamt und unserem Krankenhaus. Da wird durch die Verantwortlichen Großes geleistet – in wahrhaft schweren Zeiten, in denen die Menschen Angst haben und bisweilen aus Ängsten und Unsicherheiten heraus geneigt sind, scharfe Urteile zu fällen und heftige Sätze zu sprechen, die lieber nicht gesagt und geschrieben werden sollten. Ich möchte es hier dankbar aussprechen, dass in unseren Kommunen, in unserem Landkreis Enormes geleistet worden ist und wird durch die Menschen, die dort tätig sind und ihr Bestes geben. Das ist keine Anbiederung, sondern Bürgerpflicht!

### **III. Mut zum Leben – verlässliche Begleitung im Sterben**

Seit einigen Monaten gibt es erneut -nach 2015, als die Frage der Sterbehilfe im Bundestag gesetzlich neu geregelt wurde – eine lebhaftige Debatte um die Frage der Selbstbestimmung im Sterben – genauer um den assistierten Suizid. Diese Debatte findet öffentlich, in Presse, Funk und Fernsehen sowie in den sozialen Netzwerken statt – aber auch in der evangelischen Kirche und Theologie statt. Ausgangspunkt für diese Debatte ist das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes von Februar 2020. Es gab Verfassungsbeschwerden gegen den § 217 Strafgesetzbuch, in dem erstmals die Strafbarkeit der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung und der Assistenz dazu geregelt worden ist.<sup>9</sup> Das Bundesverfassungsgericht hat

---

<sup>9</sup> Bundesverfassungsgericht – Entscheidungen – Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung verfassungswidrig, zu finden ist das Urteil unter [https://www.bverfg.de/e/elsr20200226\\_2bv3234715.html](https://www.bverfg.de/e/elsr20200226_2bv3234715.html) Im Urteilsspruch heißt es unter Ziffer 1.b) „Das Recht auf selbstbestimmtes Sterben schließt die Freiheit ein, sich das *Leben zu nehmen*. Die Entscheidung des Einzelnen, seinem Leben entsprechend seinem Verständnis von

in seinem Urteil von Februar 2021 dieses Gesetz für nichtig erklärt und dazu geurteilt, dass mit dem allgemeinen Persönlichkeitsrecht auch ein „Recht auf selbstbestimmtes Sterben“ gegeben sei. Im Sinne eines Abwehrrechtes gegen Eingriffe des Staates in das ganz persönliche Leben und die Selbstbestimmung darf deshalb die Beihilfe zu einem freiverantwortlichen Suizid nicht unmöglich gemacht werden. Die Gesetzgebung steht nun vor der Aufgabe, hierfür neue Regelungen zu treffen – und dafür ist ein Zeitraum benannt worden, in dem die neuen gesetzlichen Regelungen durch den Bundestag getroffen werden müssen.

Erste Gesetzesentwürfe liegen vor. Was zu regeln ist, ist sehr weitreichend; denn die Möglichkeit der Suizidbeihilfe muss nach der Argumentation des Bundesverfassungsgerichtes grundsätzlich für alle Volljährigen gegeben sein. Und zwar, das haben viele so nicht erwartet, unabhängig davon, ob sie in einem Sterbeprozess sind oder nicht. Das ist sehr weitreichend. Es gibt seit dem Urteil eine Fülle von Debattenbeiträgen aus verfassungsrechtlicher, ethischer und auch kirchlicher Perspektive. Die können und sollen hier in ihrer ganzen Umfänglichkeit nicht entfaltet werden. Ein wesentlicher Debattenstrang kreist um die Frage, ob das Selbstbestimmungsrecht gegenüber dem verfassungsmäßigen Gebot zum Schutz des Lebens nicht zu hoch bestimmt ist im Urteil des Bundesverfassungsgerichtes und in seiner ausführlichen Begründung.<sup>10</sup> Das Urteil argumentiert in seiner Begründung sehr pointiert, dass im allgemeinen Persönlichkeitsrecht das Recht auf selbstbestimmtes Sterben sehr hoch anzusetzen ist und leitet daraus auch die Pflicht des Staates ab, den Suizid gleichsam zu ermöglichen. „Das Recht auf selbstbestimmtes Sterben erstreckt sich auf die Entscheidung des Einzelnen, sein Leben eigenhändig zu beenden. Das Recht, sich selbst das Leben zu nehmen, stellt sicher, dass der Einzelne über sich entsprechend seinem Selbstbild autonom bestimmen und seine Persönlichkeit wahren kann“.<sup>11</sup> Das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes zum assistierten Suizid, das Selbsttötung als äußersten und höchsten Fall von Selbstbestimmung auffasst und nicht als deren Ende versteht, wird an dieser Stelle besonders angefragt, ob es die in der Verfassung gleichermaßen hoch angesetzten Güter und Werte der individuellen Selbstbestimmung und der Fürsorge für den Schutz des Lebens, auch des extrem hilfsbedürftigen Lebens, in einem angemessenen Gleichgewicht hält. Das vorgelegte Urteil lockt geradezu zu einer ausführlichen Debatte um die Frage, wie in unserer Gesellschaft und wie auch beim Sterben ein angemessenes und austariertes Verhältnis von Selbstbestimmung der Persönlichkeit und dem Schutz des Lebens, dem insbesondere Pflegende, Ärzte, Seelsorger verpflichtet sind, gelingen kann.

---

Lebensqualität und Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz ein Ende zu setzen, ist im Ausgangspunkt als Akt autonomer Selbstbestimmung von Staat und Gesellschaft zu respektieren“. Und weiter heißt es in Ziffer 2: „Das in §217 Abs.1 StGB strafbewehrte Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung macht es Suizidwilligen faktisch unmöglich, die von ihnen gewählte, geschäftsmäßig angebotene Suizidhilfe in Anspruch zu nehmen.“

<sup>10</sup> Vgl. viele Beiträge, die in diese Richtung gehen. So z.B. Johannes Fischer, Gibt es ein Recht auf Suizid? Die Anmaßung des Rechtes gegenüber der Politik im Urteil des BVerfG zur Sterbehilfe, in: ZEE, Jahrgang 64, 2020, 289ff.; Peter Dabrock, Nicht nur moralisch, sondern sittlich in ZZ, 3/2020, Wolfgang Huber/Peter Dabrock, Selbstbestimmt mit der Gabe des Lebens umgehen, FAZ 25.1.2021

<sup>11</sup> Urteil des BVerfG, a.a.O., Rn 209

Insofern ist mit Recht zu fragen, ob insbesondere beim selbstbestimmten Suizid im Urteil des Bundesverfassungsgerichtes nicht die freie Selbstbestimmung idealisiert und absolut gesetzt wird. Die Suizid-Forschung zeigt auch, dass in vielen Fällen ein Suizid gerade nicht Ausdruck freier Entscheidung, sondern tiefster Verzweiflung und physischer Erkrankung ist – und zustande kommt, weil Begleitung fehlt und nicht, weil Begleitung abgelehnt wird.<sup>12</sup> Es gibt Situationen, in denen es gut ist, Menschen vor einer Entscheidung zu schützen, die nie mehr rückgängig gemacht werden kann. Kritisch zu hinterfragen am Urteil des Bundesverfassungsgerichtes ist auch, ob ein Recht auf selbstbestimmte Sterben notwendigerweise die Verpflichtung für den Staat beinhaltet, einen Suizid zu ermöglichen. Über die kritischen Fragen eines Urteils hinaus muss sorgfältig bedacht werden, inwiefern ein gesetzlich geregelter Verfahrensweg zur Suizid-Beihilfe zu einer Option werden kann, die zu ergreifen Menschen sich gedrängt fühlen könnten. Das wäre dann alles andere als eine selbstbestimmte Entscheidung. Der Staat -und das hat das Bundesverfassungsgericht auch betont – kann und muss hier durchaus Schutzregulierungen vornehmen und sollte das auch unbedingt tun.

Der Gesetzgeber, so viel wird man auch in dieser Stelle sagen können, muss sich bei einer gesetzlichen Regelung, die nun vorgelegt werden soll, mit der Frage beschäftigen, wie Menschen in unterschiedlichen Lebenslagen als Personen gleicher Würde miteinander leben können. Dabei wird eine gesetzliche Regelung Selbstbestimmung und Sozialität in ein Verhältnis setzen müssen. Und wie dieses Verhältnis angemessen, bezogen auf die ebenfalls hohe Bedeutung des Lebensschutzes für das bedürftige und vulnerable Leben zu bestimmen und zu fassen ist, das gilt es nun im gesellschaftlichen Diskurs zu besprechen und zu debattieren.

Nun haben im Rahmen der begonnenen Debatte evangelische Theologinnen und Theologen in mehreren Beiträgen zu bedenken gegeben, dass sich auch Kirche, Diakonie und Theologie durch den Spruch des BVerfG der Debatte stellen müssen und bisherige Positionierungen überdenken müssen.<sup>13</sup> Auch das kann hier nicht ausführlich und in allen Facetten entfalten. Auf dem Hintergrund dessen, dass die Kirchen in Deutschland in der Vergangenheit in dieser Frage in großer Einmütigkeit bislang immer wieder festgestellt haben, dass die Kirchen jede Form von aktiver Suizid-Beihilfe und Unterstützung dafür abgelehnt haben, hat dieser Vorschlag überrascht. So haben z.B. vor 30 Jahren die Evangelische Kirche in Deutschland gemeinsam mit der Katholischen Kirche und allen Mitgliedern und Gastkirchen der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in einem Grundsatz das Dokument gefordert, dass die Kirchen ihre klare Aufgabe darin sehen, das Leben zu schützen. Unter dem Titel ‚Gott ist ein Freund des Lebens‘ ist damals in großer ökumenischer Einigkeit der Kirchen in Deutschland festgestellt worden, dass für die Kirchen aus ihrer christlichen Überzeugung klar ist, dass das Leben unantastbar ist – und in aller Selbstbestimmtheit des Lebens die große Aufgabe einer Gesellschaft, insbesondere auch der Kirchen darin liegt, Menschen zu begleiten, jede Form von palliativer und seelsorgerlicher, pflegerischer und ärztlicher Unterstützung zukommen zu lassen. Zu der Positionierung der Kirchen auf dem Hintergrund

---

<sup>12</sup> Vgl. Michael Brand (Hrsg.), *Sterbehilfe oder Sterbebegleitung?*, Die Debatte, 2015 und Gian Domenico Borasio, *selbst bestimmt sterben*, 2014

<sup>13</sup> Rainer Anselm, Isolde Karle, Ulrich Lilje, *Den assistierten professionellen Suizid ermöglichen*, FAZ 11.1.2021; dagegen W. Huber, Peter Dabrock, *Selbstbestimmt mit der Gabe des Lebens umgehen*, FAZ 25.1. 2021

ihres Verständnisses von der Würde des Lebens gehört bis zum heutigen Tag die Überzeugung, dass Hilfsbedürftige dann, wenn sie in einer diakonischen, kirchlichen Einrichtung betreut werden, selbstverständlich davon auszugehen haben, dass die Unantastbarkeit des Lebens und die Begleitung im Sterben unbedingt gilt – aber keine Suizid-Assistenz gleichsam als eine Möglichkeit des selbstbestimmten Sterbens angeboten wird.<sup>14</sup> Auch in kirchlichen Einrichtungen ist selbstbestimmtes Sterben möglich, durch umfassende Begleitung, auch in Phasen, da ein großer Wunsch, sterben zu dürfen, erkennbar ist und geäußert wird – aber nicht auf dem Wege der Suizid-Assistenz. Das bedeutet keineswegs, dass als einzige Alternative die palliative Versorgung verbleibt; und dass bedeutet auch nicht, dass mit dem Wunsch eines Menschen, sterben zu wollen und zu dürfen, nicht sensibel und verständnisvoll umgegangen wird.

Weder in der Überhöhung von Lebensschutz noch in der Überschätzung einer autonomen Selbstbestimmtheit immer und jederzeit geht die christlich verstandene Selbstbestimmung zum Sterben auf. Aus meiner Sicht muss die Botschaft evangelischer Häuser auch in der folgenden Hinsicht unmissverständlich sein. Niemand darf in evangelischen und diakonischen Einrichtungen Angst haben, dass der Suizid zu einer Normaloption des Sterbens stilisiert wird, in der allein oder ganz besonders die Selbstbestimmung Erfolge und Triumpfe feiert. Pflegebedürftige Menschen in evangelischen Einrichtungen müssen gewiss sein dürfen, dass sie niemand mit der Frage, warum sie noch da sind, konfrontiert. Seelsorge, Pflege und medizinische Unterstützung ist sensibel für die Verletzlichkeit pflegebedürftiger Menschen – sie wendet alle Kräfte auf, auch den Wunsch zu sterben, verständnisvoll und empathisch zu begleiten, aber in ihn nicht weiter aktiv einzugreifen als in den auch sehr sorgsam und zugewandt eingesetzten Ermöglichungsformen des Lassens!

Insofern bin ich dankbar, dass der Ratsvorsitzende Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm in seinem Bericht vor der EKD-Synode sehr deutlich dahingehend formuliert hat: „Deswegen ist für mich klar, als Kirche begleiten wir Sterbende auf ihrem letzten Weg unabhängig davon, wie dieser aussieht. Unser Beistand darf nie an Bedingungen geknüpft werden, etwas Wert zu sein. Eine kirchlich-diakonische Einrichtung sollte sich aber nicht selbst an der Organisation und Durchführung der Suizid-Assistenz beteiligen. Kirche muss für die Ermöglichung des Lebens stehen. Profilieren muss sie sich durch liebevolle Begleitung, optimale palliative Fürsorge und gute Seelsorge, nicht aber durch Sterbehilfe im Sinne einer aktiven Suizidbeihilfe“.<sup>15</sup>

---

<sup>14</sup> So haben der Rat der EKD und die DBK in ihrer „Gemeinsamen Erklärung“ nach der Veröffentlichung des erwähnten Urteils des BVerfGs vom Februar 2020 in großer Einmütigkeit erklärt: „Mit großer Sorge haben wir zur Kenntnis genommen, dass das BVerfG das Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung aufgehoben hat. Wir befürchten, dass die Zulassung organisierter Angebote der Selbsttötung alte und kranke Menschen auf subtile Weise unter Druck setzen kann, von derartigen Angeboten Gebrauch zu machen. ... An der Art und Weise des Umgangs mit Krankheit und Tod entscheiden sich grundlegende Fragen unseres Menschseins. Daher setzen wir unsere Bemühungen fort, Menschen in besonders vulnerablen Situationen Fürsorge und Begleitung anzubieten. So wollen und werden wir uns weiterhin dafür einsetzen, dass organisierte Angebote der Selbsttötung in unserem Land nicht zur akzeptierten Normalität werden“. Zu finden auf der Internetseite der EDK, [www.ekd.de](http://www.ekd.de). Gemeinsame Erklärung. Rat der EKD-DBK-zum-Verbot-der-geschäftsmäßigen-Förderung-der-Selbsttötung

<sup>15</sup> EKD, Geschäftsstelle der Synode, Drucksache II/2, 1. Tagung der 13. Synode der EKD, 6-8. Mai, Bericht des Rates der EKD, Seite 3

Hier – im Bereich der Pflege, Seelsorge, Palliativ-Arbeit, Hospiz, kurz der verständnisvollen und seelsorgerlichen Begleitung Hilfsbedürftiger ist und bleibt eine enorm wichtige gesellschaftliche Aufgabe der Kirche – auch unserer Landeskirche. Ich bin so dankbar, dass es auch durch die Hilfe des Synode in der vergangenen Legislaturperiode gelungen ist, die diakonisch-pflegerische Seite unseres kirchlichen Handelns in unseren Gemeinden und in unserer Landeskirche zu retten und zu stabilisieren. Dafür auch an dieser Stelle erneut der große Dank an alle, die dabei mitwirken und mitgewirkt haben. Die verantwortlichen Kirchengemeinden sind hier an erster Stelle zu nennen, die sich bewundernswert um diesen Arbeitsbereich bemühen, St. Martini in Stadthagen, Bückeberg, Meerbeck, Sülbeck und Sachsenhagen, die Gremien der Landeskirche und alle diejenigen, die uns unterstützt haben.

Die Pflegedienste im Bereich unserer Landeskirche sind mittlerweile personell, konzeptionell und finanziell auf einem erfreulich guten Weg – nach Jahren, in denen wir in den verantwortlichen Bereichen in unseren Gemeinden, die selbst einen Pflegedienst hatten, diese Verantwortung sehr unterschätzt haben. Da haben wir gerade noch die Kurve bekommen. Und ich habe in meinen Berichten vor der XIX. Landessynode und durch die ausführliche Begleitung der Pflegedienste durch viele Unterstützer auch mehrfach davon berichtet, wie sehr dieses diakonische Handlungsfeld die Mitgliedschaft in unserer Kirche stabilisiert. Gerade in Zeiten, in denen die gottesdienstlichen, die Bildungs-, die liturgischen Angebote unserer Kirche eher karg sind und schwach rezipiert werden, ist das diakonische Gesicht für die Stabilität der Kirchenmitgliedschaft von enormer Bedeutung – und auch für unser Selbstverständnis als Kirche. Das kann gar nicht überschätzt werden. Insofern ist die Sorgfalt, dieser Arbeitsfelder nicht nur zu stabilisieren, sondern auszubauen, von großem Wert für unsere Kirche!

Ich bin außerordentlich froh und dankbar, dass die Stiftung Bethel nun nach der großen Aufgabe, das Krankenhaus Bethel in das gemeinsame Klinikum zu überführen und die Gesellschafteraufgabe wahrzunehmen auf bestem Wege ist, in die Realisierung des stationären Hospizes, gemeinsam mit der AWO in Bad Münde zu gehen. Damit werden Versprechen der Stiftung Bethel schon aus dem Jahre 2008 nun hoffentlich bald eingelöst werden. Es ist gut und dankenswert, dass die Synode auch in dieser Tagung diesem diakonischen Projekt große Aufmerksamkeit schenkt. Es lohnt sich, dass die verfasste Kirche für dieses großartige Projekt Leidenschaft und Unterstützung gibt. Damit runden sich die diakonischen Handlungsfelder im Bereich unserer Landeskirche ab.

#### **IV. Kirche in der Kraft des Heiligen Geistes! – Gemeinsamer Aufbruch statt bloßer Beschwörungsformeln**

Mit der heutigen Synodaltagung stellen die zuständigen Ausschüsse der Synode und damit wichtige Gremien unserer Landeskirche die Idee und Planung vor, einen Beratungsgang zur Intensivierung unserer kirchlichen Arbeit zu beginnen. Die Debatte darüber führt die Landessynode bei dieser Tagung, die will und kann ich weder vorwegnehmen noch hier kommentieren – dennoch erlauben Sie, liebe Synodale, einige kurze Gedanken dazu. Die Erfahrungen mit Veränderung und Weiterentwicklung sind in unserer Evangelischen Kirche – deutschlandweit gesehen – nach meinem Eindruck durchaus ambivalent.

---

In einigen Teilen unserer Evangelischen Kirche gibt es eine Ermüdung, wenn Beratungsprozesse, Zukunftsprozesse und Organisationsentwicklungsprozesse ausgelobt und in glühenden Farben geschildert werden und zugleich mit der Hoffnung verbunden werden, dass nun alles besser und zielorientierter laufen wird und die Kirche sich ganz neu erfinden soll.

In den Jahren, die ich in der Evangelischen Kirche in Deutschland in meinen Verantwortungsbereichen beteiligt bin, sind in den letzten 15 Jahren eine Fülle von Reformen angestoßen, durchgeführt und irgendwie folgenlos beendet worden. Eine Dauerreform ist das allerletzte, was wir gebrauchen können. Manche Forderungskataloge einer sogenannten öffentlichen Theologie offenbaren mehr eine Theologie der Verzweiflung als eine Theologie der Hoffnung. „Wachsen gegen den Trend“ – „Leuchtfeuer für verirrte Schiffe“ und jüngst „Hinaus ins Weite – Zwölf Leitsätze zur Zukunft einer aufgeschlossenen Kirche“ und andere wohl gesetzte, aber auch unrealistische Botschaften haben dazu geführt, dass es innerhalb der evangelischen Kirche in Deutschland bisweilen eine große Reformmüdigkeit gibt. Man schaut bisweilen kaum noch auf und hört kaum noch hin, wenn von Seiten der EKD gefordert wird, dass nun alles wieder neu erfunden werden muss und die Kirche ins Weite soll.

Zweckoptimismus unter dem Mantel des Empörungsgestus kommt für manchen nur als Verzweiflungstat und als „Pfeifen im Wald“ rüber.<sup>16</sup>

Von höchster Seite wird bisweilen gesagt, wir müssten nur das Produkt besser übersetzen – neue Übersetzungsaufgaben sind gefragt. Ich halte das für zu kurz argumentiert. Es geht in unserem Beratungsgang in unserer Landeskirche für die Zukunft nicht um einen letztlich ermüdenden oder selbstzerstörerischen Fehloptimierungsgedanken. Es geht auch nicht darum, das schwierige Evangelium leichter zu machen und bekömmlicher zum Verzehr. Eine Kirche und eine Theologie, die meinen, moralische Orientierung und einfache Positionierungen zu allen möglichen Aktualitätsthemen sei wichtiger als die Gotteserkenntnis, in welcher ihre Orientierungsangebote gegründet sind, begehen auch noch die größte Sünde der Optionsgesellschaft: Sie werden moralische Oberlehrer. Eine Kirche und eine Theologie, die nicht mehr in ihrer ganz eigenen Sprache ihre ganz eigene Geschichte erzählen möchte, könnten den Fehler begehen: sie verbreiten nur noch Plakate.

Es geht also nicht einfach ums Übersetzen oder eine neue Sprache, sondern es geht um Mut, positive Erfahrungen weiter zu führen und neue Formen und Gestalten des kirchlichen Lebens zu entwickeln – in einer Verbindung von Leidenschaft, Geduld und einer gewissen Heiterkeit im Gottvertrauen.<sup>17</sup>

In den zukünftigen Aufgaben haben wir mit zu bedenken, dass wir einen Generationswechsel vor uns haben – bei den haupt- und ehrenamtlichen. Den produktiv zu gestalten, ist eine große Aufgabe.

Was das für die Berufsgruppe im Verkündigungsdienst heißt, mache ich kurz exemplarisch deutlich. In diesem Jahr gehen in den Ruhestand die Pastorinnen und Pastoren: Breuer, Garner-Lischka, Koech, Schultheiß, Spier, Wömpner. Wir haben geworben um die Pastorinnen und Pastoren: Nagel, Storm, Feil, Lopez-Acuna und Vollhardt. Frau Troue geht in

---

<sup>16</sup> So Günther Thomas, Im Weltabenteuer Gottes leben. Impulse zur Verantwortung für die Kirche, Leipzig 2020, S.6

<sup>17</sup> Günther Thomas, Im Weltabenteuer Gottes leben. Impulse zur Verantwortung für die Kirche, 2020



den Militärseelsorge-Dienst. Lukas Vollhardt in den Familiendienst. Neu gekommen ist Herr Schneckener als Diakon. Wir haben gelernt, um jede neue Mitarbeiterin, jeden neuen Pastor müssen wir werben – und Werbung gelingt am besten dadurch, dass man selbst gerne und liebevoll erzählt und berichtet von unserer Kirche und ihren Aufgaben – und dem Teamgeist. Ich möchte so sehr, dass es uns – dafür ist unsere überschaubare Größe und Struktur ein großes Pfund! – in dem heute vom Planungsausschuss vorgelegten und vorgeschlagenen Beratungsgang gelingen möge, ihn als einen geistlichen Auftrag und Gesprächsgang, erst unter uns, dann bezogen auf alle Arbeitsfelder der Kirche von Diakonie bis Gemeinde zu nehmen. Was heißt das aus meiner Sicht? Dazu erlauben Sie am Schluss einige Anmerkungen.

Der Entwicklung und Aufgabenstellung der verfassten Kirche sich geistlich zu nähern – bzw. diese Aufgabe anzugehen, bedeutet für mich.

1. Wahrhaftig zu sein im Umgang mit der Vergangenheit. Zu diesem wahrhaftigen Umgang mit der eigenen Vergangenheit gehört die Einsicht, dass es uns in den vergangenen 50 Jahren nicht durchgehend zufriedenstellend gelungen ist, die Menschen im Schaumburger Land an unsere Kirche stärker zu binden als es uns eben offensichtlich gelungen ist. Seit 50 Jahren haben wir einen stetigen Mitgliederverlust – nicht nur durch die demographische Entwicklung.
2. Trauer und Ratlosigkeit zulassen, ohne untereinander die Schuldfrage zu strapazieren.
3. Die Lust an der Weiterentwicklung unserer Kirche in den vielfältigen Handlungsfeldern wecken und die Leidenschaft in uns selbst befragen. Dafür Teamgeist entwickeln und einfordern. In der Pfingstgeschichte des Lukas bleiben die sprach- und mutlosen Freunde Jesu wenigstens beieinander!
4. Verlustängste – berechtigt oder unberechtigt – benennen.
5. Ziele beschreiben einer den Menschen nahen und zugewandten Kirche in den Handlungsfeldern Diakonie, Bildung, Zeugnis geben, Gottesdienst
6. Das große Ja und die Freude an dem Glauben an Jesus Christus nach vorne stellen, um Durststrecken aushalten zu können.
7. Bescheidenheit und Leichtigkeit zugleich.

Ich persönlich freue mich sehr darauf, wenn die Synode dieses Vorhaben beschließt, dass wir alle Gemeinden und Handlungsorte der Kirche mit Leidenschaft und Vorfreude weiter entwickeln, uns Zeit nehmen für die Beratung und dann tragfähige Entscheidungen fällen. Da lohnt es sich, dabei zu sein und sein Bestes zu geben!

Bückerburg, Mai 2021

Dr. Karl-Hinrich Manzke  
Landesbischof